

Predigt am Sonntag Septuagesimae, 5. Februar 2012

Predigttext: Lk 17, 7-10

Liebe Gemeinde,

Seltsame Bilder zeigen uns die Schriftworte an diesem Sonntag Septuagesimae: Eine Lohnauszahlung bei der es nach menschlichem Dafürhalten willkürlich und ungerecht zugeht.

Einen Knecht, einen Haussklaven, der müde vom Feld kommt und sich doch nicht einfach ausruhen darf. Zuerst muss er seinem Herrn das Essen bereiten. Erst ganz am Ende kommt er dazu, nach sich selbst zu schauen.

Oder in der Epistel: ein Wettkämpfer, der sich abmüht beim Training und seinem Leib das letzte abverlangt.

Und über alledem wie ein Kontrast der Wochenspruch: „Wir liegen vor dir mit unserem Gebet und vertrauen nicht auf unsere Gerechtigkeit sondern auf deine große Barmherzigkeit“.

Hier die unbarmherzige Wirklichkeit unserer Welt: die offenkundige Ungerechtigkeit, der manchmal mörderische Wettkampf und die antike Sklavenhaltergesellschaft und auf der anderen Seite das Wort von der Barmherzigkeit Gottes.

Die Bilder, in denen der Leistungssport und die streng hierarchische Gesellschaftsordnung haben so gar nichts Einladendes. Hier sind wir offensichtlich in keiner Werbeveranstaltung für Gottes Reich.

Das Harte und Befremdliche hat auch sein Gutes: wir sind genötigt, genauer hinzuschauen. Wo finden wir uns wieder in diesen Bildern?

Erinnert mich das Bild vom Läufer an den Wettlauf um Anerkennung und Erfolg und Karriere? Erinnert es an das Hamsterrad, in das viele sich eingesperrt fühlen? Erinnert es an die Angst davor, dass wir nicht mithalten können, dass wir zurück bleiben und am Ende auf der Verliererseite stehen?

Ist der Haussklave aus der Parabel Jesu, der Knecht mit seiner nie endenden Arbeitszeit, ein Abbild dafür, dass es auch uns Christenmenschen oft so unsäglich schwer fällt, Abstand zu finden vom Arbeitsalltag, von dem, was wir versäumt haben und was noch aussteht? Erinnert es uns daran, dass manche Gedanken uns bis in den Schlaf verfolgen? Ruft das Bild des ruhelos schaffenden Knechtes nicht das schlechte Gewissen wach, das von scheinbar frommen Leistungsprüchen noch befeuert wird, etwa in der Art: ein Christ ist immer im Dienst. Liebe

Gemeinde, diese harten Bilder, sie sind der Stoff, aus dem Alpträume sind und aus dem das berüchtigte Burn – Out kommt.

Schaue ich genauer hin auf dieses Wort, so ist da noch eine weitere Überraschung, die das Evangelium bereithält:

Nicht ich bin der Haussklave. Wer unter euch hat einen Knecht, sagt Jesus und geht ganz offensichtlich davon aus, dass wir, die wir ihn hören, nicht Menschen sind, die am unteren Ende der sozialen Stufenleiter stehen.

„Wer unter euch hat einen Knecht, der seine Arbeit für ihn tut und ihm auch danach noch zur Verfügung steht?“ Das erinnert uns auch daran, dass wir eingebunden sind in ein Netzwerk von fremden Dienstleistungen. Das Evangelium erinnert uns Menschen, von deren Arbeit wir leben. Es stellt sie uns vor Augen. Und das Befremdliche dabei: Jesus lässt uns die Dinge so sehen wie sie sind und bewertet sie nicht. Gerade im Lukasevangelium finden wir keine Kritik an den sozialen Verhältnissen. Es hat lange gedauert bis aus dem Christentum wirksame Impulse gekommen sind, die Sklaverei abzuschaffen. Und dann war es auch nicht die Hauptlinie der Kirche, sondern die Quäker waren es, eine kleine Nebenströmung, die aktiv die Abschaffung dieses menschenunwürdigen Zustandes betrieben hat.

Das Evangelium stellt die Weichen in eine ganz andere Richtung.

„Wenn ihr alles getan habt, was euch befohlen ist, so sprecht: Wir sind armselige Knechte. Wir haben nur getan, was wir schuldig waren.“

Jetzt sind wir auf der richtigen Spur, sozusagen dem Hauptgleis dieses Sonntags: es führt uns weg von unseren Bildern und Ängsten. Wir werden gewissermaßen weggeführt von all den Fragen die uns so brennend interessieren: wie komme ich an? wie stehe ich da, vor mir selbst, vor den anderen, vor Gott? Wie ist unser Image, als Kirche, als Gemeinde, als Diakoniewerk? Was schreibt die Presse über uns, wie kommen wir im Fernsehen rüber ?

Alles das ist nicht unwichtig, aber jetzt und hier und heute und an diesem Sonntag ist es nicht dran. Von all dem führt uns das Evangelium heute weg, es führt weg vom Spieglein an der Wand, in dem wir uns selbst beschauen. Das Evangelium sagt uns heute: Du stehst jetzt vor Gott, alle Zeit deines Lebens, quasi Tag und Nacht. Das zählt. Was getan ist, oder noch aussteht, das zählt jetzt nicht. Du stehst vor Gott, nur das zählt.

Das klingt freilich nach Abwertung der Leistung; nach mangelnder Wertschätzung unserer Arbeit. Es fällt uns unsagbar schwer, uns das klarzumachen und es weiterzusagen, dass das nicht gemeint ist. Gott ist keineswegs gleichgültig, was wir tun und lassen. Auch das steht mehr als einmal im Evangelium. Gott ist keineswegs gleichgültig, was wir tun und lassen.

Aber wenn wir vor ihm stehen und wenn es um die eine bange Frage geht: was ist mein Leben wert, dann schaut Gott nicht auf die Bilanz unseres Lebens, auf die Summe des Getanen und Versäumten. Dann schaut er uns an – und er sieht seinen Sohn an unserer Seite. Denn Christus hat sich zum Knecht gemacht, für uns, er ist für uns da, Tag und Nacht – im Licht und im Dunkel unseres Lebens. Manche kennen vielleicht die Ikone, die von Taizè aus den Weg in viele Kirchen genommen hat. Da steht eine Gestalt und schaut mit großen Augen, die weit geöffnet und ein fast ein bisschen ängstlich sind, nach vorne, hin zum Betrachter. Und neben ihr steht Jesu, erkennbar am Kreuznimbus, wie er steht neben der Gestalt des Menas und seine Hand ruht auf seiner Schulter. Ich stehe neben dir, damit du dem Blick Gottes standhalten kannst, scheint er zu sagen. Ich stehe neben dir, damit du auch dem Blick in den Spiegel standhalten kannst.

Das ist es, was Gott an uns sieht, wenn er uns anblickt: er sieht die Hand Jesu auf unserer Schulter, seine Hand, die in unser Leben und unsere Welt hineingreift. Gott sieht, wie unser Herr Jesus Christus mit uns lebt und mit uns leidet. Er sieht wie unser Leben mit seiner Auferstehung untrennbar verbunden ist, in die wir mit hineingenommen sind durch die Taufe.

Gott sieht uns immer mit seinem Sohn, der an unserer Seite ist und immer neu an unsere Seite tritt – im Kampf des Alltags und im heiligen Geheimnis seines Wortes und Sakramentes.

Harte, befremdliche Bilder sehen wir an diesem Sonntag – doch das außergewöhnlichste Bild ist das, welches Gott selbst sieht. Er sieht uns an der Seite seines Sohnes. Weil er uns so sieht, dürfen wir uns selbst auch so sehen. Weil Gott uns so sieht, können wir darauf verzichten, ständig Messlatten an uns selbst und an die Mitmenschen zu legen. Weil Gott uns ansieht voll Barmherzigkeit in seinem Sohn, können wir bestehen vor ihm – auch mit dem unerledigten und unerlösten Dingen unseres Lebens. In diesem Blick Gottes finden wir Halt – in Zeit und Ewigkeit.

*Predigt am Sonntag Septuagesimae, 5. Februar 2012 über Lk 17, 7-10
in der St. Laurentiuskirche Neuendettelsau von Pfr. Peter Schwarz*